

Und er ging, den ungeduldigen Prinzen zu verkrösten.  
Noch vor Ablauf der bedungenen Zeit kam eine Sklavin,  
beide Männer zur Königin zu entbieten.

Germanus eilte mit raschem Fuße über die Schwelle ihres Gemaches. Aber gefesselt von Staunen blieb er stehen. So schön, so prachtvoll hatte er die Gotenfürstin nie gesehen.

Sie hatte das hohe, goldne Diadem auf das leuchtende Haar gefest, das, gelöst, in zwei dichten Wellen auf ihre Schultern und von den Schultern bis über den Rücken floß. Das Unterkleid, von schwerster weißer Seide mit goldnen Blumen durchwirkt, war nur unterhalb der Knie sichtbar. Denn Brust und Schoß bedeckte der weite Purpurmantel. Ihr Antlitz war marmorweiß, ihr Auge loderte in geisterhaftem Glanz. „Prinz Germanus,“ rief sie dem Eintretenden entgegen, „du hast mir von Liebe geredet? Aber weißt du, was du geredet? Lieben ist sterben.“

Germanus sah fragend auf Cethegus.

Dieser trat vor. Er wollte sprechen.

Aber Mataswintha hob mit heller Stimme wieder an:

„Prinz Germanus, sie rühmen dich den Feinstgebildeten an einem weisen Hof, wo man sich übt in spitzer Rätsel Ratung. Auch ich will dir eine Rätselfrage stellen: — sieh zu, ob du sie lösest. Laß dir nur helfen dabei von dem klugen Präfecten, der sich so ganz auf Menschengemüter versteht. Was ist das? Weib und doch Mädchen? Witwe und doch nie Weib? Vermagst es nicht zu deuten? Hast recht. Der Tod nur löst alle Rätsel.“

Rasch zur Seite warf sie den Purpurmantel. Ein breites, starkes Schwert blitzte. Mit beiden Händen stieß sie sich's tief in die Brust.

Auffschreiend sprangen Germanus von vorn, Aspa von rückwärts hinzu. Schweigend fing Cethegus die Sinkende auf. Sie starb, sowie er das Schwert aus der Wunde zog. Er kannte das Schwert. Er hatte selbst ihr es einst gesendet.

Es war das Schwert des Königs Witichis.

## Sechstes Buch

# S o t i l a

### Erste Abteilung



„Heil, daß uns dieser Sonnen-Jüngling lebt“

Markgraf Rüdiger von Behelaren

Erstes Kapitel.



enige Tage nach dem Tode Matastwinthens und der Abreise des tieferschütterten Prinzen kam eine Botschaft aus Castranova, die den Ausbruch byzantinischer Truppen von Ravenna notwendig machte.

Hildebad war durch flüchtige Goten, die sich durch die Linien der Belagerer geschlichen, von der verräterischen Gefangennehmung des Königs unterrichtet worden. Da ließ er durch Gefangene, die er freigab, Belisar und Cethegus, jeden einzeln oder beide zusammen, wie sie wollten, zum Zweikampf laden, „wenn sie eine Ader von Mut, einen Tropfen von Ehre im Leibe trügen.“

„Er glaubt Belisar noch im Lande und scheint ihn nicht eben zu fürchten,“ sagte Bessas. „Hier läge ein Mittel,“ erwiderte Cethegus lauernd, „den ungestümen Raufbold zu verderben. Aber freilich, Mut gehört dazu. Mut, wie ihn Belisar gehabt.“

„Du weißt, ich weiche ihm auch darin nicht.“

„Gut,“ sprach Cethegus, „folge mir in mein Gemach.“

Ich will dir Rat und Mittel zeigen, den Riesen zu vernichten. Du sollst vollbringen, was Belisar mißlang.“ Zu sich selber aber sprach er: „Bessas ist zwar ein löblich schlechter Feldherr: aber Demetrius kein besserer, und leichter zu leiten. Und Bessas schuld' ich noch Vergeltung für das tiburtinische Tor zu Rom.“

Nicht ohne Grund hatte der Präsekt gefürchtet, der schon fast erloschene Widerstand der Goten werde sich neu beleben bei der Kunde von der hinterlistigen Vernichtung des Königs.

Mit jedem Mittel hatte er daher jene Erklärung von Wichtigis erzwingen wollen, die jede Begeisterung der Rache erstickt haben würde. Noch war an den alten Hildebrand zu Verona, an Totila nach Larvisium und an Teja zu Licinum keine genauere Nachricht gelangt. Nur die Kunde, daß Ravenna gefallen, der König gefangen sei, hatte sie erreicht. Dunkel verlautete dabei von Verrat. Und der Schmerz und Jorn der Freunde ließen es sich nicht nehmen: mit rechten Dingen könne nicht die feste Stadt, der wackre König, erlegen sein. Statt sie zu entmutigen, verstärkte das Unheil die Kraft ihres Widerstandes. In wiederholten glücklichen Ausfällen schwächten sie die Belagerer. Und diese sahen sich schon fast genötigt, die Einschließung aufzugeben.

Denn die Anzeichen einer höchst bedeutsamen Veränderung der Verhältnisse in ganz Italien strömten von allen Seiten auf sie ein.

Diese Veränderung war ein sich rasch vollziehender Umschwung in Stimmung und Gesinnung der römischen Bevölkerung, wenigstens des gesamten Mittelstandes: der Kaufleute und Handwerker in den Städten, der Bauern und Colonen auf dem flachen Lande.

Die Italier hatten überall die Byzantiner jubelnd als Befreier begrüßt. Aber nach kürzester Zeit legte sich dieser Jubel. Im Gefolge Belisars zogen ganze Scharen von Finanzbeamten aus Byzanz, von Justinian gesendet, sofort die Früchte des Kampfes zu ernten, und die immer leeren Kassen des Ostreichs mit den Reichtümern Italiens zu füllen. Mitten in den Leiden des Krieges begannen und betrieben diese Eifrigen ihr Werk. Sobald Belisar eine Stadt besetzt hatte, so berief der mit eingerückte Logothetes (Kassenrechnungsführer) alle freien Bürger in die Kurie oder auf das Forum, ließ die Bürger sich selbst nach dem Vermögen in sechs Klassen teilen und forderte nun je die ärmere Klasse auf, die nächst höhere nach ihrem Vermögen zu schätzen. Auf Grund dieser Schätzung legten

dann die kaiserlichen Beamten jeder Klasse eine möglichst hochgegriffene Steuer auf. Und da sie, schon durch die Vorenthaltung, Verkürzung, Verzögerung bei dem niemals pünktlich bezahlten Gehalte fast darauf angewiesen, stets neben den Kassen des Kaisers die eigne Tasche zu füllen bedacht waren, wurde der Druck unerträglich. Die Logotheten waren nicht zufrieden mit den hohen Steuerfäßen, die der Kaiser für drei Jahre vorausbezahlt verlangte, mit der besonderen, jeder befreiten Stadt Italiens auferlegten „Freiheits-, Dank- und Freundschaftung“: — neben den starken Beisteuern und Lieferungen, die Belisar und seine Heerführer zur Verpflegung des Heeres ausschreiben mußten — denn von Byzanz kam weder Geld noch Vorrat —, verlegten sich jene Finanzkünstler darauf, mit besonderen Mitteln den reicheren Bürgern noch besondere Zahlungen abzunötigen.

Sie stellten überall Nachprüfungen der Steuerlisten an, entdeckten Rückstände aus der Zeit der Gotenkönige oder gar noch aus den Tagen Odoakers und ließen den Bürgern nur die Wahl zwischen ungeheuren Abfindungssummen oder ungeheuren Rechtsstreiten mit dem Fiskus Justinians, der noch nie einen Prozeß verloren.

Waren aber die Steuerlisten unvollständig oder zerstört — was häufig genug in diesen Jahren der Kämpfe geschehen —, so stellten die Rechnungsführer sie nach eigener Willkür wieder her.

Kurz, alle Finanzkünste, welche die Provinzen des Ostreichs zugrunde richteten, wurden seit Belisars Landung in ganz Italien geübt, soweit die kaiserlichen Waffen reichten.

Ohne Rücksicht auf die Not des Krieges spannten die Steuerboten dem Bauer das pflügende Rind aus dem Pflug, nahmen dem Handwerker das Gerät aus der Werkstatt, dem Kaufmann die Waren aus der Halle. In manchen Städten erhob sich das Volk, die Steuerlisten verbrennend, in hellem Aufbruch gegen seine Peiniger, die freilich alsbald in größeren Scha-

ren mit strengerer Härte wiederkehrten. Mit afrikanischen Bluthunden jagten die mauretanischen Reiter Justinians die verzweifelnden Bauern aus ihren Waldverstecken, wohin sie sich geflüchtet, den Steuererhebern zu entrinnen.

Cethegus aber, der allein in der Stellung gewesen wäre, Abhilfe zu versuchen, sah dem allen zu mit berechnender Ruhe. Ihm war es erwünscht, daß Italien schon vor Beendigung des Krieges die Tyrannei von Byzanz fühlbar kennen lernte. Desto leichter würde er es mit fortreißen können, sich zu erheben mit eigener Kraft und nach den Goten auch die Byzantiner abzuschütteln. Mit Achselzucken hörte er die Klagen der Städtegesandten an, die seine Vermittelung anriefen, und gab die lakonische Antwort: „Das ist byzantinisch Regiment — ihr müßt euch dran gewöhnen.“ „Nein,“ hatten die Abgeordneten von Rom gerufen, „das Unerträgliche gewöhnt man nicht. Und der Kaiser könnte ein Unerhörtes erleben, das er sich nicht träumen läßt.“

Dies Unerhörte konnte sich Cethegus nur als die Erhebung Italiens zur Selbständigkeit denken: er kannte kein Drittes. Aber er irrte. So klein er von seiner Zeit und seinen Landesleuten dachte, — er hatte geglaubt, sie durch sein Beispiel gehoben zu haben. Jedoch den Gedanken: „Freiheit und Erneuerung Italiens,“ seinem Geist so geläufig, ja so notwendig wie der Brust das Atmen: — dies Geschlecht vermochte ihn nicht mehr zu fassen. Nur zwischen verschiedenen Herren schwanken und wählen konnten die Entarteten. Und da das Joch von Byzanz sich als unertragbar erwies, — fing man an, wieder der milden Gotenherrschaft zu gedenken: eine Möglichkeit, die dem Präfekten gar nicht in die Gedanken geriet. Und doch kam es so.

Vor Tarvisium, Ticinum und Verona geschah schon jetzt im kleinen, auf dem flachen Lande, was sich im großen in den Städten wie Neapolis und Rom vorbereitete: die italische Landbevölkerung erhob sich gegen die byzantinischen Beamten und

Soldaten, wie die Bewohner jener drei Städte in jeder Weise die gotischen Besatzungen unterstützten.

So wurden die Belagerer von Tarvisium genötigt, ihre Angriffe aufzugeben und sich auf Verteidigung ihres Lagers zu beschränken, nachdem Totila in einem Ausfall, unterstützt von bewaffneten Colonen des Flachlands, ihre Werke zum großen Teil zerstört hatte. Aus der Landschaft zog er nun Vorräte und Streiter in seine Feste. Mit froherem Herzen als seit sehr langer Zeit hielt Totila seinen Abendrundgang auf den Wällen von Tarvisium.

Die Sonne, die hinter den venetischen Bergen niedersank, vergoldete die Ebene vor ihm, und rote Wolken flogen freundlich an dem Himmel hin. Mit gerührtem Herzen sah er, wie die Bauern von der Umgegend von Tarvisium durch das geöffnete Thor strömten und seinen ausgehungerten Goten Brot, Fleisch, Käse, Wein zutrugten, während diese ins Freie eilten und nun Germanen und Italier, mit verschlungenen Armen, die jüngst gemeinsam über die verhassten Feinde erfochtenen Vorteile gemeinsam feierten.

„Und sollte es denn unmöglich sein,“ sagte der Sieger zu sich selbst, „diese Eintracht zu erhalten, zu erweitern über das ganze Land? Müssen denn diese Völker beharren in unversöhnlichem Zwiespalt? Wie schön steht beiden diese Freundschaft! Haben nicht auch wir gefehlt, sie als Feinde, als Besiegte zu behandeln? Mit Argwohn ist man ihnen begegnet, statt mit ehrendem Vertrauen. Ihren Gehorsam haben wir verlangt, nicht ihre Liebe gesucht. Und diese wäre wohl des Suchens wert gewesen. War sie gewonnen: — nie hätte Byzanz hier Fuß gefaßt. Die Lösung meines Gelübdes — Valeria! — sie wäre nicht so unerreichbar fern. Wär' mir es noch vergönnt, auf meine Weise nach jenem Ziele zu ringen!“ —

Da unterbrach sein Denken und Träumen ein Bote von den vorgeschobenen Wachen mit der Meldung, die Feinde hätten ihr Lager eilig geräumt und seien in vollem Abzug nach Sü-

den, gegen Ravenna —: auf der Straße von Westen her wirbte Staub —: ein starker Haufe Reiter nahe, vermutlich Goten.

Erfreut, aber noch zweifelnd nahm Totila die Nachricht auf; er traf alle Vorkehrungen wider eine Kriegslist. Doch in der Nacht wurden seine Zweifel gelöst. Er wurde geweckt mit der Nachricht eines gotischen Sieges und des Eintreffens der Sieger. Er eilte in den Vorfaal und sah Hildebrand, Teja, Thorismut und Wachis.

Mit dem Zuruf „Sieg! Sieg!“ begrüßten ihn die Freunde: und Teja und Hildebrand meldeten, daß auch bei Ticinum und Verona das Landvolk sich gegen die Byzantiner erhoben und ihnen geholfen habe, die Belagerer zu überfallen und, nach Zerstörung ihrer Werke, zum Abzug zu zwingen.

Aber bei diesem Bericht lag doch in Tejas Auge und Stimme noch tiefere, als die gewohnte Schwermut. „Was hast du neben dieser Freude Trauriges zu künden?“ fragte Totila.

„Des besten Mannes schmähhches Verderben!“ und er winkte Wachis, welcher nun die Leiden und den Tod des Königs und seines Weibes erzählte.

„Im Röhricht des Flusses,“ schloß er, „war ich den Pfeilen der Hunnen entgangen. So leb' ich noch. Aber nur zu dem einen Ende, meinen Herrn, meine Herrin zu rächen an ihrem Verräter und Mörder, dem Präseften.“ „Nein, mir ist des Präseften Haupt verfallen!“ sprach Teja. „Das nächste Recht auf ihn,“ sagte Hildebrand, „hast du, Totila. Denn einen Bruder hast du an ihm zu rächen.“

„Mein Bruder Hildebad!“ rief Totila, „was ist mit ihm?“ — „Schändlich ermordet ist er, Herr,“ sprach Thorismut, „von dem Präseften! Vor meinen Augen! Und ich konnt's nicht wenden.“ — „Mein starker Hildebad tot!“ klagte Totila. „Rede!“

„Der Held lag mit uns in der Burg Castra Nova bei

Mantua. Das Gerücht vom empörenden Untergang des Königs hatte uns erreicht. Da forderte Hildebad beide, Belisar und Cethegus, zum Zweikampf. Bald darauf erschien ein Herold, meldend, Belisar habe die Forderung angenommen und erwarte deinen Bruder zum Kampf auf der Ebene zwischen unserem Wall und ihrem Lager. Frohlockend eilte dein Bruder hinaus, wir Reiter alle folgten. Wirklich ritt aus dem Zelte in seiner goldnen Rüstung, mit geschlossenem Helm und weißem Roßschweif, mit dem runden Buckelschild, uns allen wohlbekannt, Belisarius.

Nur zwölf Reiter folgten ihm. Allen voran auf seinem Rappen Cethegus, der Präseft. Die andern Byzantiner hielten vor ihrem Lager: — Hildebad befahl mir, mit elf Reitern ihm in gleichem Abstand zu folgen.

Die beiden Kämpfer begrüßten sich mit dem Speere: die Luba tönte, und Hildebad sprengte auf seinen Gegner los. Im Augenblick flog dieser durchstoßen vom Pferd.

Dein Bruder, völlig unverleßt, sprang ab, mit dem Ausruf: „Das war kein Stoß des Belisar!“ und öffnete dem Sterbenden den Helm. „Bessas!“ rief er und sah, ergrimmt über den Betrug, gegen die Feinde.

Da winkte der Präseft. Die zwölf maurischen Reiter schleuderten ihre Speere — und schwer getroffen stürzte dein Bruder zusammen.“

Totila verhüllte sein Haupt. Teja trat ihm teilnehmend näher.

„Hör' zu Ende,“ sprach Thorismut. „Da ergriff uns, die wir den Mord mit angesehen, grimmiger Schmerz. Wütend warfen wir uns auf die Feinde, die, auf unsre Entmutigung hoffend, aus dem Lager gedrungen waren. Nach wildem, heißem Kampf schlug sie unser Ingrim in die Flucht. Nur seines Höllenrappens Schnelligkeit hat den von meinem Wurfspieß an der Schulter verwundeten Präseften gerettet. Mit leuchtenden Augen sah dein Bruder noch unsern Sieg. Er ließ

sich die Truhe, die er aus Ravenna entführt, vom Schloß herabbringen, öffnete und sprach zu mir: Kronhelm, Schild und Schwert Theoderichs. Bring' sie meinem Bruder!

Und mit letztem Atem sprach er: „Er soll mich rächen und das Reich erneuern. Sag' ihm, — ich hab' ihn sehr geliebt! Damit fiel er zurück auf seinen Schild, und seine treue Seele war dahin.“

„Mein Bruder! o mein lieber Bruder!“ klagte Totila. Er lehnte sich an die Säule. Tränen brachen aus seinen Augen.

„Wohl ihm, der noch weinen kann!“ sprach Teja leise.

Eine Pause des Schmerzes trat ein.

„Gedenke deiner Eidpflicht!“ rief endlich Hildebrand. „Er war zwiefach dein Bruder! Du mußt ihn rächen!“

„Ja,“ rief Totila aufspringend: — und unwillkürlich riß er das Schwert aus der Scheide, dessen Griff ihm Teja hinreichte. „Ich will ihn rächen!“

Es war das Schwert Theoderichs.

„Und das Reich erneuern!“ sprach feierlich, sich hochaufrichtend, der alte Hildebrand und drückte fest die Krone auf Totilas Haupt. „Heil dir, König der Goten!“

Totila erschraf. Er griff rasch mit der Linken nach dem goldnen Keif. „Was tut ihr?“

„Das Rechte! Der Sterbende hat Weissagung gesprochen. Du wirst das Reich erneuern. Drei Siege rufen dich, den Kampf aufzunehmen. Gedenke des Bluteids. Noch sind wir nicht wehrlos. Sollen wir die Waffen aus der Hand legen? sie vor Vertrat und Lücke strecken?“

„Nein,“ rief Totila, „das wollen wir nicht! Und wohlgetan ist's, einen König wählen, als Zeichen neuer Hoffnung! — Aber hier steht Teja, würdiger, bewährter denn meine Jugend. Wählt Teja.“

„Mich als Bürgen der Hoffnung! Nein!“ sagte dieser, das Haupt schüttelnd. „Erst trifft die Reihe dich! Dir hat der Bruder sterbend Schwert und Krone gesendet. Trage sie glück-

lich. Ist dies Reich zu retten, — wirst du es retten. Ist es nicht zu retten, — so muß noch ein Rächer übrig sein! —“

„Jetzt aber,“ fiel Hildebrand ein, „jetzt gilt es, Siegeszuversicht in alle Herzen schimmernd austreuen. Das ist dein Amt, Totila. Sieh, leuchtend taucht der junge Tag empor. Der Sonne frühesten Strahlen brechen in die Halle und küssen glänzend deine Stirn. Das ist ein Götterzeichen. Heil, König Totila — du sollst das Gotenreich erneun.“

Und der Jüngling drückte sich den Kronhelm fest auf das goldene Lockenhaupt und schwang das Schwert Theoderichs blizend der Morgensonne entgegen. „Ja,“ rief er, „wenn Menschenkraft es mag, — ich will dies Reich erneuern.“

## Zweites Kapitel.

Und König Totila hat sein Wort gehalten.

Noch einmal hat er die Macht der Goten, deren ganzer Halt in Italien bei seiner Erhebung zusammengeschrumpft war auf drei kleine Städte mit wenigen Tausenden von Bewaffneten, gewaltig aufgerichtet: gewaltiger als sie zur Zeit Theoderichs gewesen.

Er vertrieb die Byzantiner aus allen Städten der Halbinsel: — mit einer verhängnisvollen Ausnahme. Er gewann die Inseln Sardinien, Sizilien, Corsica zurück. Ja, noch mehr: siegreich überschritt er die alten Grenzen des Reichs und, da der Kaiser hartnäckig die Anerkennung des gotischen Reiches und Besitzstandes verweigerte, trugen, ihn zu zwingen, des Gotenkönigs Flotten bis tief in die Provinzen des oströmischen Reiches Schreck und Zerstörung.

Italien aber gewann unter seinem milden Zepter, unerschütet des nie völlig erlöschenden Krieges, eine Blüte wie in den Tagen Theoderichs.

Und es ist bezeichnend, daß die Sage der Goten und Italier den glücklichen König bald als einen Enkel des Numa Pom-

pilius oder des Titus oder Theoderichs, bald als dessen zur Wiederherstellung und Beglückung seines Reiches in jugendlicher Gestalt auf die Erde zurückgekehrten Genius feierte.

Wie der Aufgang der Morgensonne aus dunklem Nachtgewölk, Licht und Segen bringend und untwiderstehlich, wirkte seine Erhebung. Die finstern Schatten wichen Schritt für Schritt vor seinem Nahen: Glück und Sieg flogen vor ihm her, und die Tore der Städte, die Herzen der Menschen erschlossen sich vor ihm fast ohne Widerstand.

Die Genialität des Feldherrn, des Herrschers und des Menschen, die in diesem blonden Jüngling geschlummert hatte, die nur von einzelnen, von Theoderich und Teja, geahnt, von niemand in ihrem ganzen Umfang erkannt war, entfaltete sich nun glänzend, da sie vollen Flügelraum erhalten. Das Heiter-Jugendliche seines Wesens war in den schweren Prüfungen dieser Jahre, in den Schmerzen, die er zu Neapolis, vor Rom erduldet, in der fortwährenden Entbehrung der Geliebten, die ihm jeder Sieg der Byzantiner ferner rückte, zwar nicht ausgelöscht, jedoch in ernstere Männlichkeit vertieft worden. Aber jener schimmerhelle Grundzug seines Wesens war geblieben und warf den Zauber der Anmut, der herzgewinnenden Liebenswürdigkeit über all sein Tun.

Getragen von der eigenen Idealität wandte er sich vertrauensvoll überall an das Ideale in den Menschen. Und untwiderstehlich fanden die meisten, fanden alle nicht von überlegenen feindseligen Dämonen beherrschten Menschen seine zuversichtliche Berufung auf das Edle und Schöne. Wie das Licht erhellt, was es berührt, so schien die Hochherzigkeit dieses lichten Königs sich seinem Hof, seiner Umgebung mitzuteilen und auch die Gegner versöhnend zu ergreifen.

„Er ist untwiderstehlich wie der Sonnengott,“ riefen die Italiener.

Näher betrachtet lag das Geheimnis seiner großen und raschen Erfolge in der Kunst, mit welcher er, zugleich dem

innersten Antrieb seiner Natur folgend, die neu vorgefundene Verbitterung der Italiener über den Druck der Byzantiner überall zum Umschlag, zur Dankbarkeit für seine, für die gotische Milde zu steigern und umzulenken verstand.

Wir sahen, wie diese Stimmung das Landvolk, die reichen Kaufleute, die Handwerker in den Städten, die Colonen und kleinen und mittleren Bürger, also weitaus die Mehrzahl der Bevölkerung bereits ergriffen hatte. Die Persönlichkeit des jungen Gotenkönigs zog sie dann vollends von den byzantinischen Drängern ab, von welchen auch das Waffenglück gewichen schien, seit die Goten mit dem helljauchzenden Schlachtruf: „Totila!“ in den Kampf eilten.

Freilich blieb eine kleine Minderzahl unbeugsam: die rechtgläubige Kirche, die keinen Frieden mit den Ketzeren kannte, starre Republikaner und der Kern der Katakombenverschwörung: die stolzen römischen Adelsgeschlechter, die Freunde des Präfecten. Aber diese kleine Zahl kam bei dem Abfall der Masse des Volkes nicht in Betracht.

Die erste Tat des neuen Königs war der Erlaß eines Aufrufs an die Goten und an die Italiener. Jenen wurde genau dargetan, wie der Fall Ravennas und der Untergang des Königs Witichis nur das Werk überlegener Lüge, nicht überlegener Kraft gewesen: und eingeschärft wurde ihnen die Pflicht der Rache, die bereits drei Siege eröffnet hätten. Die Italiener aber wurden aufgefordert, nun, nachdem sie erfahren, welchen Tausch sie durch den Abfall zu Byzanz gemacht, zu ihren alten Freunden zurückzukehren.

Dafür verhiess der König nicht nur volle Verzeihung, auch Gleichstellung mit den Goten, Aufhebung aller bisherigen gotischen Vorrechte, namentlich Bildung eines eignen italischen Heeres und, was durch den Gegensatz besonders wirkte: Befreiung alles italischen Bodens und Vermögens von jeder Steuer bis zur Beendigung des Krieges. Eine Maßregel höchster Klugheit war es ferner, daß, da der Adel byzantinisch, die Co-

lonatbevölkerung gotisch gesinnt war, jeder römische Edle, der sich nicht binnen drei Wochen den Goten stellte und unterwarf, seines Grundeigentums zugunsten seiner bisherigen Colonen verlustig erklärt wurde.

Und endlich setzte der König auf jede Mischehe zwischen Goten und Römern eine hohe, aus dem Königsschatz zu zahlende Prämie und versprach Ansiedelung des Paars auf konfisziertem Grundbesitz römischer Senatoren.

„Italia,“ schloß das Manifest, „blutend aus den Wunden, welche die Tyrannei von Byzanz ihr geschlagen, soll sich erheben unter meinem Schilde. Helft uns, Söhne Italias, unsere Brüder, von diesem heiligen Boden die gemeinsamen Feinde, die Hunnen und Skythen Justinians, vertreiben. Dann soll im neuen Reich der Italier und Goten, gezeugt aus italischer Schönheit und Bildung, aus gotischer Kraft und Treue, ein neues Volk erstehen, desgleichen an Adel und Herrlichkeit noch nie die Welt geschaut.“

Als Cethegus der Präfekt auf seinem Feldbett zu Ravenna, wo ihn die Wunde fesselte, morgens vom Schlaf erwachend, die Nachricht erfuhr von Totilas Erhebung, sprang er mit einer Bertwünschung aus den Decken.

„Herr,“ warnte ihn der griechische Arzt, „du mußt dich schonen und . . . —“

„Hörst du nicht? Totila trägt die Gotenkrone! Jetzt ist nicht Zeit, sich zu schonen. Meinen Helm, Syphax.“

Und er riß Lucius Vicinius, der die Botschaft gebracht, den Aufruf aus der Hand und las begierig.

„Ist das nicht lächerlich? Nicht Wahnsinn?“ meinte dieser.

„Wahnsinn ist es, wenn die Römer noch Römer sind. Aber sind sie's noch? Sind sie es nicht mehr: — dann schaffen wir — und nicht der Barbarenfürst — ein Werk des Wahns. Diese Probe darf gar nicht gemacht werden. Im Keime muß

diese neue Gefahr zertreten werden. Der Streich gegen den Adel und für die Colonen ist ein Meisterstück. Er darf nicht Zeit haben zu wirken. Wo ist Demetrius?“

„Schon gestern abend aufgebrochen, Totila entgegen. Du schließt, der Arzt verbot, dich zu wecken. Auch Demetrius verbot es.“

„Totila König, und ihr laßt mich schlafen! Wißt ihr nicht, daß dieser Blondkopf der Genius des Gotenvolkes ist? Demetrius will sich den Lorbeer allein holen. Wie stark ist er?“

„Den Goten mehr als zweimal überlegen: Zwölftausend gegen Fünftausend.“ — „Verloren ist Demetrius! Auf, zu Pferd! Bewaffnet alles, was eine Lanze tragen kann. Laßt nur die Wunden auf den Wällen. Dieser Brand Totila muß erstickt werden im ersten Knistern. Sonst löscht ihn kein Dzean von Blut mehr aus. Meine Waffen, zu Pferd.“

„So hab' ich den Präfekten nie gesehen,“ sagte Lucius Vicinius zu dem Arzt. „Es ist wohl das Fieber? Er erbleichte.“

„Er ist fieberfrei.“

„Dann fass' ich's nicht. Denn Furcht kann es nicht sein. Syphax, laß uns ihm folgen.“

Rastlos trieb Cethegus seine Scharen vorwärts. So rastlos, daß nur ein kleines Reitergefolge mit seinem Ungestüm und Pluto, seinem raschen und unermüdlischen Rappen, Schritt halten konnte. In weiten Zwischenräumen folgten Marcus Vicinius, Massurius mit des Cethegus Soldnern und Balbus mit den in Eile bewaffneten Bürgern von Ravenna. Denn wirklich nur Greise und Kinder hatte Cethegus neben den Wunden in der festen Stadt zurückgelassen.

Endlich hatte der Präfekt wenigstens Fühlung mit dem Nachtrab des byzantinischen Feldherrn gewonnen. Totila zog von Tarvisium her nach Süden gegen Ravenna. Zahlreiche Haufen bewaffneter Italier, aus den Provinzen Ligurien, Venetien, Amilia stießen zu ihm, durch seine Worte aufgerufen zu neuer Hoffnung und neuen Entschlüssen. Sie verlangten,



seine erste Schlacht gegen die Byzantiner mit schlagen zu dürfen.

„Nein,“ hatte Totila ihren Führern erwidert, „erst nach der Schlacht faßt euren letzten Entschluß. Wir Goten fechten allein. Siegen wir, so mögt ihr uns folgen. Fallen wir, so soll euch nicht der Byzantiner Rache treffen. Wartet ab.“

Die Verbreitung solch hochsinniger Entscheidung zog neue italische Scharen zu den Goten heran.

Totilas Heer aber verstärkte sich von Stunde zu Stunde auf dem Marsche auch durch gotische Krieger, die, einzeln oder in kleinen Scharen, aus der Gefangenschaft entkommen, oder auch aus ihren früher erreichten Verstecken wieder aufbrachen, nachdem sie den Verrat an Witichis und die Erhebung eines neuen Königs, das Wiederaufflammen des Krieges erfuhren.

Bei der Eile, mit welcher Totila vorwärts drängte, die frische Begeisterung seiner Scharen noch unverkühlt zu verwerten, und bei dem Eifer, mit dem Demetrius ihm entgegenflog, um ihn allein zu schlagen, stießen die beiden Heere bald aufeinander.

Bei Pons Padi war es.

Die Byzantiner standen in der Ebene: sie hatten den Fluß, den sie erst mit der Hälfte ihres Fußvolkes überschritten hatten, hinter sich. Da erschienen die Goten auf den sanft geneigten Höhen, den Rücken nach Nordwesten.

Die untergehende Sonne blendete die Byzantiner.

Totila überfah von dem Hügel, dicht vor den Feinden, deren Stellung. „Mein ist der Sieg!“ rief er jauchzend, zog das Schwert und jagte mit seiner Reiterei auf die Feinde hernieder, wie der Falke auf seine Beute stößt.

Cethegus hatte bald nach Sonnenuntergang mit seinen Reitern das letzte, verlassene Lager der Byzantiner erreicht. Da jagten ihm schon die ersten Flüchtlinge entgegen. „Wende dein Roß, Präfekt,“ rief ihm der erste Reiter zu, der ihn erkannte, „und rette dich. Totila über uns! Er hat Artabazes, dem

tapfersten Führer der Armenier, mit eigener Hand Helm und Kopf durchhauen.“

Und unaufhaltsam jagte der Flüchtling weiter.

„Ein Gott vom Himmel führte die Barbaren!“ schrie ein zweiter. „Alles verloren! Der Feldherr gefangen! Alles in wilder Flucht.“

„Unwiderstehlich ist dieser König Totila!“ rief ein dritter und wollte an dem Präfekten vorbei, der den Weg versperrte.

„Sag's in der Hölle weiter!“ sprach Cethegus und stieß ihn nieder. „Vorwärts!“

Aber kaum ausgesprochen, nahm er den Befehl zurück.

Denn schon sturzen in dichten Massen die geschlagenen Byzantiner, den ganzen Wald erfüllend, zurück und ihm entgegen. Der Präfekt erkannte: unmöglich war's, mit seinem Häuflein die Flucht der Tausende aufzuhalten. Eine Zeitlang sah er unschlüssig dem Gewoge zu.

Schon wurden die gotischen Verfolger in der Ferne sichtbar. Da erreichte ihn verwundet Vitalius, ein Heerführer des Demetrius. „O Freund,“ rief ihn dieser an. „Da ist kein Halten mehr! Das stuet fort bis Ravenna.“

„Ich glaub' es selbst,“ sprach Cethegus. „Sie werden die Meinen eher mit sich fortreißen als stehen.“

„Und doch verfolgt uns nur die Hälfte der Sieger, unter Teja und Hildebrand. Der König wandte noch auf dem Schlachtfeld um. Ich sah ihn abziehen. Er schwenkte nach Südwesten.“

„Wohin?“ fragte Cethegus aufmerksam, „sag' nochmal an! In welcher Richtung?“

„Nach Südwesten bog er aus!“

„Er will nach Rom!“ rief Cethegus und riß den Hengst herum, daß er hoch bäumend stieg. „Folgt mir! zur Küste!“

„Und das geschlagene Heer? ohne Führer!“ rief Lucius Vincinius, „sieh, wie sie fliehen!“